

Nr. 196. 197 Bromberg, den 30. August 1929.

# Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.



7. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

„Nicht weil S i e Amerikanerin sind. Gott bewahre mich. Aber aufrichtig gesagt, war es eine Ihrer Landsmänninnen, die mich zum Fluchen brachte."

„Ein Gentleman flucht nie über eine Dame oder in Damengesellschaft."

„Sie haben recht. Ich bereue aus der Tiefe meines Herzens. Sehen Sie, diese Dame überraschte mich gerade, als ich dabei war, den Portier auszufragen . . . ."

„Hat sie gehorcht? Dann ist sie keine Dame. Dann haben Sie das Recht zu fluchen."

„Hm, sehen Sie, ich war eben im Begriff, den Portier nach ihr selbst auszufragen . . ."

Sind Sie in sie verliebt? Dann haben Sie ein Recht dazu. Dann verstehe ich Sie."

„Sie interessiert mich. Und Sie begreifen, daß . . ."

„Haben Sie vom Portier erfahren, wer sie ist? Sind Sie ein Engländer?"

„Sie kam gerade zurecht, um mich daran zu verhindern. Nein, ich bin ein Schwede, Madame."

„Warum fluchen Sie dann auf englisch?"

„Ja, wer das sagen könnte! Das Klima, vermute ich. Nochmals, ich bitte Sie um Entschuldigung, Madame."

„Oh, demmit, ist nicht nötig. Ich fluche selber, wenn's sein muß. Setzen Sie sich nieder, Sie interessieren mich. Was machen Sie in London?"

„Ja, wenn ich das wüßte. Eigentlich bin ich hier, um einen Herrn zu treffen, der meine Koffer gestohlen hat."

„Die kriegen Sie nie zurück. In London kriegt man nie etwas zurück, nicht einmal das Geld, das bei den Rechnungen übrig bleibt. Ich kenne die Engländer. Hat er Ihre Koffer hier in London gestohlen?"

„Nein, im Expreß in Deutschland; und sehen Sie, das Lächerliche ist —"

„Was ist das Lächerliche? Da ist Helen. Grüß Gott, mein Kind. Was ist das Lächerliche?"

„Daß er sie mir unversehrt hierher zurückgeschickt hat."

„Now demmit . . . ich meine, sitzen Sie da und machen Sie sich über mich lustig, junger Mann? Helen, komm her, dann wirst du etwas hören. Hier ist ein junger Mann, der Märchen aus Tausenundeiner Nacht erzählt. Außerdem flucht er in Damengesellschaft."

Allan sah auf und erblickte ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, die jetzt auf die alte Dame im Klubsessel zukam. Sie war schlank, blond und unaussprechlich amerikanisch. Allan fühlte eine instinktive Sympathie, die, wie er ebenso instinktiv empfand, verschieden von dem war, was er sonst für junge Damen zu empfinden pflegte. Sie hatte graue Augen und sehr eine Züge. War sie die Tochter der alten Dame auf dem Klubfauteuil, dann mußte sie wohl mehr ihrem Vater nachgeraten sein . . .

„Das hier ist meine Tochter, junger Mann, ob Sie es glauben oder nicht."

Die kohlschwarzen Papageiaugen hatten offenbar seine Gedanken gelesen. Allan verbeugte sich und zog eine Visitkarte hervor.

„Ich weiß nicht, was in Amerika korrekt ist", sagte er ein bißchen befangen. „Gestatten Sie?"

Die alte Dame erfaßte seine Karte mit einer krallenähnlichen Hand, hielt sie vorsichtig auf Armeslänge von sich ab (in diesem Falle keine besonders große Distanz) und betrachtete sie mit schräggelegtem Kopf.

„K—r—a—g—h, Kragh, ist das ein komischer Name! Well, mein Name ist Mrs Bowlby aus Worcester, Massachusetts, Sir!"

Sie sprach Allans Namen aus, als bedeute er Kreide*). Allan versuchte, ihr eine skandinavische Aussprache beizubringen.

„Now demmit, glauben Sie, ich bin nach England gekommen, um Schwedisch zu lernen? Wenn Sie auf englisch fluchen, können Sie sich auch auf englisch titulieren lassen. There, fahren Sie in Ihrer Erzählung fort."

Seine weiteren Erlebnisse in Mrs. Bowlbys Gesellschaft hatte Allan folglich als Mr. Cray.

Unter einem Regen von Interpellationen berichtete er seine Abenteuer im deutschen Expreßzug, in Köln und in London. Plötzlich schweiften die Gedanken der alten Dame zum Ausgangspunkt zurück.

„Und die Dame, die Sie am Hamburger Bahnhof sahen, ist dieselbe, die hier im Hotel wohnt?"

„Ja."

„Wie kann das Hotel so etwas zulassen, das ist doch natürlich eine Hochstaplerin. Schon die Art, wie sie einen feinen jungen Mann wie Sie behandelt, beweist es."

„Mrs. Bowlby, ich war sehr unbescheiden . . ."

„Gewiß nicht. Absolut nicht. Das ist eine Schwindlerin, denken Sie an meine Worte! Wie sieht sie aus?"

„Sie ist ein bißchen mehr als mittelgroß und etwas hochmütig. Mit grauen Augen wie Miß Bowlby und recht kurzer Oberlippe. Sie sieht aus wie eine blonde spanische Infantin, wenn Sie verstehen, was ich meine, Mrs Bowlby."

„Natürlich. Und sie ist Amerikanerin?"

„Ja. Ich glaube wenigstens. Das heißt, auf dem Bahnhof sprach sie allerdings deutsch, wie ich Ihnen schon erzählt habe — aber später . . ."

„Haha!!"

Mrs. Bowlbys Lachen war so triumphierend-krächzend wie das eines Papageis, dem es soeben gelungen ist, einen Feind so recht tüchtig in den Zeigefinger zu beißen.

„Haha! Die habe ich schon im Hotel gesehen, ganz richtig. Jetzt weiß ich's. Sie hätte ebensogut französisch sprechen können, junger Mann. Sie sind in gute Gesellschaft gekommen! Glauben Sie, ich weiß nicht, wer sie ist? Mrs. Langtrey, erinnerst du dich an Mrs. Langtrey, Helen?"

„Ich glaube, du hast von ihr gesprochen, Mama."

„Ich? Nie im Leben. Ich spreche von solchen Personen nicht. Andere Menschen haben vielleicht mit dir von ihr

---

*) Auf englisch Cray. Vorsichtige Bemerkung.

gesprochen . . . Vor vier Jahren sprachen alle Leute von ihr, obgleich sie sich schämen sollten, überhaupt von so etwas zu sprechen.“

„Aber Mama!“

„Sch! Ich weiß, was ich sage. Dash it, ich sollte gar nicht zu dir von ihr sprechen, Helen. Sie war mit dem Obersten Langtrey in Boston verheiratet und eine große Modedame. Kurz bevor Langtrey starb, hatte sie einen gräßlichen Flirt mit einem französischen Windbeutel, der sich Baron nannte oder Marquis oder König. De Citrac hieß er. Langtrey hatte kaum die Augen geschlossen, als sie nach Europa verduftete. Natürlich weiß man, was sie da wollte. Seither hat niemand in Amerika von ihr gehört, obwohl alle von ihr gesprochen haben. Aber ich glaubte sie gestern, als wir kamen, hier im Hotel zu sehen, und nun nach Mr. Crays Beschreibung . . .“

Mrs. Bowlbys Rede wurde dadurch unterbrochen, daß die Türe des Lesesalons sich öffnete und jemand hereinkam, in strahlender, rosafarbener Nachmittagstoilette, die um sie rauschte, wie der Schaum um eine schlanke Säule. Sie warf einen eisig gleichgültigen Blick auf Allan, ohne die beiden Damen auch nur zu sehen, und ging mit königlicher Grazie auf einen der Tische mit den illustrierten Zeitungen zu. Sie wählte The Queen aus und versank in einem Lederfauteuil im rückwärtigen Teil des Lesesalons.

„Well!“ Mrs. Bowlbys Interjektion barg eine Welt von Bedeutung — „ist das nicht sie, die . . .“

Allan, dessen Augen in dieselbe Richtung starrten, wie ihre steinkohlenschwarzen Äuglein, zog langsam seinen Blick wieder zurück. Mrs. Bowlby, die diesen Blick gesehen hatte, erhob sich fünf Fuß hoch aus ihrem Sessel.

„Zeit, Tee zu trinken“, sagte sie. „Wollen Sie mit Helen und mir den Tee nehmen, Mr. Cray? Sie brauchen Schutz und Schirm gegen die Welt, junger Mann, sie ist voll Sünde, und unser eigen Fleisch der Sünde bester Bundesgenosse.“

Allan riß die Tür für sie und Fräulein Helen auf, während er innerlich im Stillen bedauerte, daß die Sünde einerseits so verlockend aussehen muß und andererseits nicht imer so geneigt ist, den Menschen zu attackieren, wie die Theologen behaupten.

Beim Tee in Mrs. Bowlbys Salon im ersten Stock gesellte sich Mr. Bowlby hinzu. Mr. Bowlby war ein langer, breitschultriger, blonder Mann, offenbar jünger als seine Gattin. Sein glattrasiertes Gesicht erhielt seinen Charakter von dem breiten lustigen Mund. Er sah aus wie ein Schuljunge. Mrs. Bowlby stellte Allan unter der Signatur vor, unter der sie ein für allemal entschlossen war, ihn zu verbergen. Sie entwarf eine farbenprächtige Schilderung seiner Abenteuer und eine noch koloriertere Darstellung von Mrs. Langtrey und ihren Ansichten, wes Geistes Kind diese Dame war. Mr. Bowlby interpunktierte ihre Erzählung mit einer größeren Anzahl blow me und ebenso vielen Tassen Tee. Dann wischte er sich den Mund und sagte:

„Well, Susan (seine Stimme war laut und lärmend wie die eines großen jungen Hundes), „ich habe auch Neuigkeiten. Wir müssen in den zweiten Stock ziehen.“

„Eher siehst du mich am höchsten Ast baumeln“, sagte Mrs. Bowlby, ohne einen Augenblick zu zaudern. „Ist die Börse zurückgegangen, John? Du sollst sie sein lassen, wenn du auf Ferien bist.“

„Es ist nicht die Börse“, sagte John. „Es ist ein König.“

„Ein König? Hast du einem König Geld geliehen, John?“

„Unsinn, ich leihe kein Geld aus, das weißt du. Der König soll hier wohnen, ein richtiger König, der übermorgen herkommt, um sich in London zu verheiraten. Der Direktor hat es eben als eine Gnade von mir erbeten . . .“

„Ich sage dir eines, John, versuche nicht unser armes Kind an ihn zu verheiraten! Helen! Du darfst nie an derartige Menschen denken, versprich mir das, Kind.“

„Du phantasiert, Susan. Helen mit ihm verheiraten! Ebensogut könnte ich sie mit einem Mormonen-Bischof verheiraten. Der König, der kommt, hat schon hundertfünfzig Frauen.“

„Barmherziger Jesus! Was ist das für ein Untier, das uns aus unserer Wohnung vertreiben will, John?“

„Ein König, ein richtiger König mit fünfzehn Millionen Untertanen, die meisten davon braun, aber, blow it, ein richtiger König. Der Direktor war geradezu verzweifelt, daß . . .“

„Komme mir nicht mit dem Direktor! Bist du ein freigeborener Amerikaner? Gibt es nicht noch andere Hotels in London?“

„Einige, Susan, aber das hier ist wohl das einzige, wo ein König absteigen kann. Und wir bekommen eine Wohnung einen Stock höher, wo Prinz Hieronymus von Bulgarien wohnte, als er zuletzt in London war.“

„Dann kann sich dieser König auch damit zufrieden geben.. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.“

„Das ist aber ein regierender Fürst, Susan, und ein regierender Fürst kann nicht höher wohnen als im ersten Stock.“

Mrs Bowlbys steinkohlenschwarze Augen wanderten von John zu Fräulein Helen und von ihr zu Allan.

„Hat er die hundertfünfzig Frauen mit, John?“

„Das weiß ich nicht, liebe Susan. Dann muß er wohl ein besonderes Hotel für sie mieten, oder vielmehr hundertfünfzig besondere Hotels, damit sie ihm das Leben nicht zu sauer machen.“

Mrs. Bowlbys wurde weich.

„Ich bin überzeugt, daß er sie mit hat, John, ich kenne die Männer. Ziehen wir also in die Wohnung des Prinzen! Ich muß hier bleiben und diesen jungen Mann beschützen. Das ist meine Pflicht, Mr. Cray, denn ich kenne auch die Frauen.“

Mrs. Bowlby stellte ihre Teetasse energisch hin und betrachtete Allan, als wäre er ein junger Papagei vor seinem ersten unsicheren Flug. Dann wendete sie sich an Mr. Bowlby.

„Wie heißt das Untier, John?“

Yussuf Khan“, antwortete Mr. Bowlby, indem er eine Zigarre ansteckte. „Yussuf Khan, Maharadscha von Nasirabad.“

## IV.

### Yussuf Khan, Maharadscha von Nasirabad.

Als Ibrahim Khan, selbständiger Maharadscha des Staates Nasirabad, in der nordwestlichsten Ecke Indiens, im Jahre 1885 am Khawakpasse vom damaligen Obersten der angloindischen Armee, Sir George Merriman, besiegt wurde, war es nicht ein Fürst, oder ein Volk, das fiel; es war ein System. Ibrahim Khan hatte sich während einer vierzigjährigen Regierung als der erbittertste Gegner bekannt gemacht, den das englische Regime seit Tippo Sahib gehabt hatte; nur die Kleinheit und Entlegenheit seines Staates hatte seine Feindschaft verhindert, ebenso furchtbar zu werden als sie erbittert war. Als die Nachricht vom Ausgang der Schlacht am Khawakpasse in Nasirabad eintraf, und es klar wurde, daß die Tage von Ibrahim Khans Selbständigkeit gezählt waren, beschloß er, wenigstens selbst über die Anzahl dieser Tage zu bestimmen. Gleich einem berühmten König des alten Testaments stürzte sich Ibrahim Khan auf sein Schwert, und die Gesänge, die Sir George bei seinem Einzug in Nasirabad begrüßten, waren keineswegs Lobeshymnen.

Es ist jedoch wohlbekannt (wir verweisen auf Alexander Carsons vortreffliche Lebensbeschreibung Sir Georges, Heinemann & Co., London 1908), wie gut Ibrahim Khans Besieger die Kunst beherrschte, die Hannibal nie erlernen konnte, den Sieg auszunutzen. Zum Administrator des Reiches ernannt, das er der Königin erworben, verwaltete er es mit einer Pflichttreue und einem Eifer, der sogar in Indien wenig Gegenstücke gehabt haben dürfte. Nicht genug damit: er sah sich durch einen Erfolg belohnt, der wohl noch seltener erreicht worden sein dürfte. Als er im Jahre 1905, am Jahrestage der Schlacht am Khawakpasse, die Bergtäler Nasirabads verließ, war es als Vater des Landes, nicht als sein Besieger; aufrichtige Tränen der Bevölkerung aus allen Landesteilen folgten ihm; und diese Tränen verdoppelten sich, als die Nachricht von seinem drei Monate später erfolgten Tode das schlichte Gebirgsvolk erreichte. „Er schlug uns, und er wurde unser Vater; als er seinem Herzen unsere Herzen nicht mehr entgegenschlagen fühlte, hörte es selbst auf zu schlagen“, sang der [illegible] Hofdichter Abdul Mahbub.

(Fortsetzung folgt.)

# Aehnlichkeiten.

Von Franz Carl Endres.

Daß die Köpfe von Menschen vielfach Tierköpfen ähnlich sind, ist eine altbekannte Tatsache. Die Ähnlichkeit ist oft frappant, obwohl man nicht sagen könnte, welche Linie nun speziell diese Ähnlichkeit verursache.

Aber diese Ähnlichkeiten sind nicht diskussionsfähig. Es geht nicht an, einem Bekannten zu sagen: „Sie haben einen herrlichen Schweinskopf". Auch ein Ballgespräch mit der Einleitung „Mein Fräulein, Sie gleichen ganz ungemein einer schönen Ente" dürfte sich, namentlich für Anfänger, durchaus nicht empfehlen. Man kommt da, wie meist im Leben, mit der Wahrheit nicht weit. Wahrheitsfanatiker gelten überall als gesellschaftsunfähig.

Der Mensch liebt es im allgemeinen nicht, mit einem Tiere verglichen zu werden. Doch gibt es Ausnahmen . . . unter den Tieren meine ich. Man kann eine Dame unbedenklich mit einem Mäuschen, einem Häschen oder einer Libelle vergleichen, einen Herrn mit einem Adler oder einem Löwen. Auch die Biene läßt sich, allerdings nur in bezug auf ihren Fleiß, heranziehen. Aber schon das edle Pferd ist eine Beleidigung, obwohl viele Frauen Pferdeköpfe haben. Darf man das eigentlich so hinschreiben?

Ich kenne eine Dame, die sieht aus wie ein Karpfen, wie ein melancholischer Karpfen sogar. Aber ich kann ihr das nicht sagen. Wogegen sie entzückt wäre, wollte ich zu ihr sagen „Du bist wie eine Blume", obwohl es sehr merkwürdige Blumen gibt.

Besonders merkwürdig und interessant war mir, der ich Tiere viel beobachtet habe, die charakterliche Ähnlichkeit mancher Menschen mit Tieren. Was gibt es doch für Affen!

Ich bin der glückliche Besitzer eines Hühnerhofes und kann da in Muße und ländlicher Beschaulichkeit meine Studien machen. Was doch diese Federbiester den Menschen ähnlich sind!

Schon rein politisch! Es herrscht bei den Hühnern vollendete Demokratie, insofern als alle Sitzstangen gleich hoch sind. Wehe, wenn ich eine Sitzstange höher anbringen wollte als die andern. Es würde jeden Abend ein entsetzliches Gekämpfe um die höhere Sitzstange geben. Denn: wer auf der höheren Stange sitzt, kann den andern auf den Kopf machen. Und das scheint ein besonderer Ehrgeiz bei den . . Hühnern zu sein. Es ist das eine etwas rüde Form des gesellschaftlichen Verkehrs, aber im Motiv doch sehr menschenähnlich.

Der Kampf um die Sitzstange erinnert mich im übrigen an die menschlichen Kämpfe um Ministersessel. Wohl dem, der sitzt!

Und dann, selbst auf der gleichen Stange: welche Unterschiede des Platzes! Die Demokratie ist doch wohl nur etwas Anerzogenes. Ich meine natürlich bei den Hühnern. Die wärmsten Plätze sind bevorzugt. Wer einen solchen Platz erobert hat, gackert zufrieden, hält die Unzufriedenheit der andern plötzlich für revolutionär, plustert sich auf und spielt den Geheimrat. Und wenn es auch nur ein altes Huhn ist.

Das Wichtigste aber ist die Verdauung. Der Egoismus feiert Orgien. Wenn es zu fressen gibt, werden alle Grundsätze vergessen. Man pickt das Nebenhuhn auf den Kopf und die Gerissensten — ich spreche natürlich immer noch von den Hühnern — steigen in die Schüssel, so daß die andern gar nicht heran können. Die Hühner nennen das Realpolitik. Welche Ähnlichkeiten!

Dann wird sehr viel gegackert. Zweifellos zu viel. Sobald sie nicht den Schnabel voll haben, gackern sie. Sie gackern über den Himmel und die Welt, aber weder der Himmel noch die Welt ändern sich deshalb. Und wenn sie mit Mühe und Not ein Ei gelegt haben, benehmen sie sich, als hätten sie die größte Tat der Weltgeschichte hinter oder unter sich.

Vom Liebesleben will ich — o, es ist schrecklich ähnlich — nur eine Einzelheit berichten: Ich warf meinem Hahn einen großen Regenwurm vor. Er besah ihn kritisch mit einem Auge, als trüge er (nicht der Regenwurm) ein Monokel. Dann rief der Hahn seine Damen. Die stürzten sich besinnunglos auf den Wurm. Und der Gockel sah zu, beobachtete scharf, welche der Damen seines Geschenkes sich erfreute. Es war eine besonders geschickte und temperamentvolle Henne. Die packte den Wurm, raste mit ihm ein paar mal im Hühnerhofe umher und schluckte ihn währenddessen. Bei dieser Henne zog der Gockel seine Konsequenzen.

Der Regenwurm unterscheidet sich zwar äußerlich von einem Brillantenkollier, aber doch nur äußerlich. Im übrigen bestehen Ähnlichkeiten, die nicht wegzuleugnen sind.

Die entschiedenste Ähnlichkeit aber scheint mir darin zu liegen, daß nach gemessener Zeit alles Gackern verstummt, alle Regenwürmer verzehrt, alle Sitzstangenkämpfe zu Ende sind. Auf der Bratpfanne spielt das alles keine Rolle mehr, wie im Krematorium. In beiden ist es sehr heiß. Und das Huhn übertrifft hier den Menschen bei weitem. Es ist selbst in gebratenem Zustande noch genießbar, was man als Kulturmensch von seinem Mitmenschen nicht mehr behaupten kann.

Aber Neue gackern und kämpfen um Sitzstangen und verschenken Regenwürmer mit deutlich erkennbaren Absichten . . . gleich als ob es keine Bratpfanne gäbe.

---

# Nur ein Baum.

Skizze von Eilhard Erich Pauls.

Frau Detta Kniepens auf Kniephof, ja, sie war eine gewaltige Frau. Man sollte wohl meinen, daß Iko Kniepens alt genug wäre, den Bauer selber zu spielen. Aber Frau Detta behielt das Regiment. Ja, das ganze Kirchspiel schwur darauf, Frau Detta Kniepens hätte noch stets ihren Willen durchgesetzt.

„Also, Iko, nun ist es Zeit, daß eine junge Frau auf den Hof kommt."

„Du, Mutter, aufs Altenteil?" lachte ihr Sohn unbekümmert.

„Lach' nicht, Junge!" antwortete Frau Detta. „Die Kea Fockena ist von guten Eltern und bringt eine große Truhe voll mit."

Da hatte Iko Kniepens eine Antwort, auf die seine Mutter doch nicht gefaßt war. „Soll ich einen einzelnen Baum in meinem Garten pflanzen statt des ganzen Waldes, den ich habe?" Aber nach dieser Antwort verließ er lieber die Dönze und machte sich draußen zu schaffen.

„So!" sagte Frau Detta, als sie alles begriffen hatte, aber da war sie allein mit sich selber. „Es ist höchste Zeit, und meinen Willen habe ich noch immer bekommen."

Es war wirklich höchste Zeit. Wenn der Junge rechtzeitig Herr seines ansehnlichen Erbes geworden wäre, hätte er vielleicht nicht mit so ausnehmendem Erfolge die Schürzenjagd betrieben. Nun gehörte ihm der ganze Wald. Jung und lustig, reich und stark, ohne von übergroßer Bescheidenheit beschwert zu sein — es glückte ihm überall, wo er anbändelte. Aber der Kea Fockena, der ging er von nun an ängstlich aus dem Wege.

Man weiß nicht, ob Frau Detta etwas unternommen hatte, um ihren Willen durchzusetzen. Iko ging der Kea aus dem Wege. Überall jedoch blinzelte er quer nach dem Mädchen, diesem einzigen Baum, und wo er sicher war, blickte er Kea nach. Und je häufiger er es tat, um so länger. Er mußte nun ja sehen, daß dieses Mädchen nicht zu verachten war. Freilich lockte der ganze Wald, Schatten und Behaglichkeit, Dämmerung in seinem Unterholz und Geheimnis, Unruhe in seinen Wipfeln und warme Erregung. Aber warum sollte man den einen Baum stehen lassen? Wie wär's, wenn man auch ihn in den ganzen Wald versetzte? Dieses Mädchen schritt mit schwerer Ruhe vor seinen Augen. Dieser Baum duftete nach herbem Harz und süß von reichen Blüten. Und warum sollten dieses einen Baumes Früchte nicht schmecken? Dennoch zögerte der Fuchs zu schnappen, er fürchtete eine Falle. Er glaubte freilich nicht daran, er sollte sie gestellt haben? Ihn lockte der Köder, er lungerte um den Bissen. Aber er wagte nicht zuzupacken. Es wurde ein schüchternes Werben.

Da kam Kea von der Koppel. Die Bütte Milch trug sie auf dem Kopfe. Die nackten Arme stemmte sie in die Seiten. Solch ein Tragen machte einen stolzen Mädchenleib. Jede Muskel war gestrafft, die Gestalt gereckt und in sich geschlossen zugleich. Das schräge Blinzeln des Jungen wurde ein erstauntes Schauen. Es kam ein Glanz in seine Augen, und es rann ein Feuer durch seine Adern. Wehren

konnte sich Kea nicht. Sie trug die offene Bütte auf dem Kopfe, und die Milch durfte nicht verschüttet werden. Also legte er den Arm um den Leib des Mädchens. Also küßte er das Mädchen. Es konnte sich nicht wehren. Nur die Augen blickten feucht. Aber diese Augen trugen die Schuld daran, daß der Marder den ganzen Abend um den Fockenhof strich und sich schließlich das Täubchen holte.

Ob Mutter Detta irgend etwas unternommen hatte? Es war kein Mensch weiter auf dem ganzen Kniephof. Die das Regiment führte, hatte sie alle ins Heu geschickt. Es war so heimlich in Ikos Kammer. Das Mädchen saß auf seinem Schoße. Und Iko war glücklich und stolz. Er wußte nicht, ob er mehr glücklich oder mehr stolz war. Auch dieser eine Baum gehörte zum Walde. Auch seine Blüten dufteten ihm, und die Früchte, die schon gereift hingen, wollten gern gepflückt werden.

Warum schlug der Hofhund an? Aber die beiden hatten auf den Schlag ihrer Herzen zu hören, ob sie im gleichen Takte gingen. Was knackte die Treppe? Aber den beiden jagte das Blut durch die Adern. Oder hatte das Mädchen dennoch alles vernommen und lächelte in all dem Glück verheißend und doch verhalten?

Da wurde die Tür aufgerissen. Hero Fockena, Keas Bruder, hielt eine Hetzpeitsche in seiner Hand. Dirk Jansen und Jammo Düren waren als seine Freunde bekannt, die alle seine Streiche mitmachten.

„Das ist mit einer vom Fockenhof nicht so wie mit allen Mädchen", sagte Hero drohend. Die anderen wurden deutlicher und fragten den Iko, ob er die Braut oder die Prügel einheimsen wollte, mit den Prügeln zugleich das Gelächter des Kirchspiels.

Kea weinte ein wenig. Sie suchte da, wo sie liebte, Schutz und drängte sich dicht in des Jungen Arme. Deshalb wußte der, was er zu wählen hatte, und war noch glücklich über seine Wahl. Um so glücklicher, weil er nun nicht mehr stolz war.

„Ich wußte es gleich, daß ich meinen Willen durchsetzte", sagte Frau Detta, als es auf der Hochzeit sehr fröhlich zuging. Und dann zog sie aufs Altenteil, denn sie war nicht nur eine starke, sondern auch eine kluge Frau.

## Barry.

**Skizze von Frieda Wildt=Goßmann.**

So hieß nämlich mein wirklich besonders schöner Bernhardiner, ein Vermächtnis meines früh verstorbenen Mannes.

Barry war mein einziger Beschützer. Ich wohnte draußen in der Vorstadt von Wien in einem rosenumrankten Häuschen mit hübschem Garten. Das treue Tier begleitete mich fast auf allen Ausgängen, wie ein junger Ritter folgte es seiner Dame auf Schritt und Tritt. Wir waren schließlich stadtbekannt. Bei den Einkäufen trug er meine Pakete; oft steckte ich ihm einen Zettel ins Halsband, dann ging es selbständig zum Kaufmann und brachte alles unbeschädigt heim.

Barry witterte unehrliche und gefährliche Menschen, nie ließ er diese an mich heran, so daß ich ganz sorglos allein hausen konnte. Meine Aufwartefrau, die mich während meiner Abwesenheit eines Vormittags bestohlen hatte, fand ich bei meiner Rückkehr weinend mit zerkratztem Gesicht vor.

Sonst war er sehr gutmütig, besonders Kindern gegenüber. Ging ich aus, ohne ihn mitzunehmen, gab es immer eine tragische Szene. Er wimmerte dann wie ein kleines Kind. Wenn ich vergaß, mein Schlafzimmer abzuschließen, legte er sich einfach in mein Bett, bis ich wiederkam. Natürlich paßte mir das nicht, ich schalt ihn tüchtig aus. Aber er legte mir dann seine Pfoten schmeichelnd auf die Schulter.

Eine merkwürdige Eigenschaft hatte Barry: Er konnte keinen Regen vertragen. Wenn es regnete, war er mit den süßesten Kosenamen nicht aus dem Hause zu locken. Überraschte uns der Regen unterwegs, so versuchte er, in den nächsten Fiaker zu springen, und so zwang er mich auf diese Weise oft, einen Wagen zu nehmen. —

Eines Tages bin ich mit Barry wieder unterwegs in der Stadt. Gerade, als wir an der Votivkirche sind, fängt es an zu regnen. Viele Wagen stehen vor der Kirche, voran die Brautkutsche mit geöffnetem Schlag — es scheint eine große Hochzeit zu sein. Barry steht neben mir, mißmutig in den Regen schauend.

Plötzlich, ehe ich es hindern kann, springt er mit einem großen Satz in die Brautkutsche. — Ich bin sprachlos. Der Kutscher wohl zuerst auch, dann schimpfte er im schönsten Fiakerdeutsch, ich solle sofort den Hund herausrufen.

Ich bitte, ich befehle — aber Barry rührt sich nicht. Es gibt einen Menschenauflauf, ein Halloh sondergleichen. Schließlich holt der Kutscher einen Wachtmeister. Selbst diesem gelingt es nicht, Barry zum Aussteigen aus dem Wagen zu bewegen. Er fletscht wütend die Zähne und knurrt so unheildrohend, daß sich der Polizist nicht mehr an ihn herantraut.

Die Leute um uns herum lachen und machen ihre schadenfrohen Bemerkungen. Machtlos stehe ich da — es ist nicht auszudenken, wenn jetzt das Brautpaar erscheint!

Dabei regnet es immer heftiger. Schließlich versuche ich den Kutscher zu überreden, mich mit dem Hunde schnell nach Hause zu fahren. Ich verspreche ihm eine große Belohnung, denn ich weiß, daß Barry, so lange es regnet, lebendig nicht aus dem Wagen zu kriegen ist.

„Kruzitürken, is' dös a G'schicht", brummt der Kutscher, und schon sitze ich neben Barry im Brautwagen und fahre unter dem Gejohle der Menge im schnellsten Tempo davon.

Später hörte ich, daß der Wagen gerade in dem Augenblick vor der Kirche wieder anlangte, als das Brautpaar heraustrat.




## Bunte Chronik

* **Welche war die Richtige?** Der große Wanderzirkus Van der Gelde war auch nach Salt Lake City gekommen. Große schreiende Plakate setzten die Bevölkerung von dem wichtigen Ereignis in Kenntnis; zugleich machten andere, nicht weniger bunte Ankündigungen bekannt, daß die Leitung des Unternehmens für die große Revue fünfzehn gutgewachsene Blondinen suche, die nach Möglichkeit einem gleichzeitig veröffentlichten Lichtbild ähnlich zu sein hätten. Da sich alsbald 1200 Bewerberinnen meldeten, bot die Auswahl der 15, die der Photographie und einander wie ein Ei dem anderen glichen, keine sonderlichen Schwierigkeiten. — Der Abend der Eröffnungsvorstellung kam heran. Kurz vor Beginn begab sich Harry Smiles, der Verlobte einer der fünfzehn Auserwählten, in den Zirkus, um seiner Zukünftigen noch schnell eine wichtige Nachricht zu bringen. Er betrat den zu den Umkleideräumen führenden Gang, als er seine Mary gerade durch eine Tür verschwinden sah. Er schnell hinterher, die sich Sträubende in die Arme genommen und ihr zunächst einmal einen herzhaften Kuß verabreicht! Der verliebte Bräutigam war nicht wenig erstaunt, als die Geküßte nicht nur seine Zärtlichkeit unerwidert ließ, sondern ihm auch eine kräftige Ohrfeige versetzte und laut um Hilfe schrie. Auf ihr Geschrei eilten von allen Seiten ihre Kolleginnen herbei. Das Plakat, durch das die fünfzehn ähnlichen Mädchen gesucht wurden, hatte der arme Harry zufälligerweise nicht gelesen, und so wußte er nicht, wie ihm geschah, als er plötzlich statt der einen Braut, die er in den Armen zu halten geglaubt hatte, fünfzehn Marys um sich versammelt sah, die einander aufs Haar glichen. Die echte Mary, welche die Verwechselung sofort erkannte und den einer Unrechten verabreichten Kuß ihres Harry nicht weiter tragisch nahm, war boshaft genug, sich nicht zu verraten. Der arme Bräutigam versuchte vergeblich, aus der Schar der fünfzehn Schönen seine Zukünftige herauszufinden. Erst der Verlobungsring, den er endlich am Ringfinger der einen entdeckte, half ihm auf die Spur. Die Vorstellung indessen, welche Möglichkeiten diese allgemeine Ähnlichkeit für seine Mary noch im Gefolge haben könne, sagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er sie händeringend beschwor, sie möge ihren Vertrag mit dem Zirkus auf der Stelle wieder lösen. Und Mary, die ihren Harry schließlich höher schätzte als die beim Zirkus zu verdienenden Dollars, war klug genug, seinem Wunsche zu willfahren.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.